

(Nachdruck verboten.)

8] Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Bis dahin war Philipp von widersprechenden Gefühlen hin und her geworfen worden. Er war Cäsar weder in weltlicher Logik noch in Streite mit Bibelstellen gewachsen. Aber endlich war doch der Augenblick gekommen, der ihm über sich selbst und über Cäsar den Sieg verlieh. Bei des Müllers letzten Worten sprang er auf und rief mit zorniger Stimme: „Was? Sie nennen sich einen Christenmenschen und strafen das Kind für die Sünden der Eltern! Namenlos — ja, wahrhaftig! Ich will Ihnen etwas sagen, Cäsar Cregeen: man kann im Himmel einen Namen haben, der schlechter ist, als wenn man keinen auf Erden hat, und das ist der Name eines Seuchlers.“

Bei diesen Worten schob er seinen Stuhl zurück und ging nach der Thür. Cäsar erhob sich und sagte sanftmütig: „Kommen Sie in die Schenkstube und nehmen Sie dort etwas.“ Dann zurück auf Philipps Teller blickend, fügte er mit erzwungenem Lachen hinzu: „Aber Sie haben ja Ihren Sering umgedreht — das bedeutet Unglück.“ Eine Hand auf Philipps Schulter legend, fügte er mit leiserer Stimme hinzu: „Nichts für ungut, Herr — ich will auch dem Jungen keineswegs zu nahe treten, doch mein Wort darauf — wenn die Stute ein Pösgänger ist, wird's auch das Füllen sein.“

Philipp ging davon, ohne noch etwas zu erwidern. Der Mond war silbern geworden und stand schon höher, als er aus der Thür trat. Draußen vor dem Eingang glitt in den unsicheren Schatten eine Gestalt mutwillig trillernd und lachend an ihm vorüber. Er fand Pete auf der Straße, wo er wieder schnaufte und pufete wie zuvor, doch aus ganz anderer Ursache.

„Der Teufel steckt in dem Mädchen, meiner Seel“, sagte Pete. „Ich kann auf keine Weise eine Antwort aus ihr herausbringen.“ Er hatte sie wegen dieser Antwort verfolgt, und sie war ihm durch einen Thorweg entschlüpft. „Doch wie steht's mit dem Alten drin, Phil?“

Phil erzählte ihm nun von dem Scheitern seiner Sendung. Er teilte ihm alles offen und haarklein mit, dabei zart den harten Inhalt mildernd, ohne ihm die volle Wahrheit vorzuenthalten. Während er es that, fühlte er wohl, daß ihm nicht zu Mute war wie jemand, der schlechte Nachrichten bringt. Er wußte, daß sich sein Mund in der Dunkelheit zu einem häßlichen Lächeln verzog, und wie sehr er sich auch mühte, er war nicht im stande, ihm einen betäubten Ausdruck zu geben.

Das glückliche Lachen erstarb auf Petes Lippen und er hörte anfangs still, dann aber mit leisem Grollen zu. Als Philipp ihm auseinandersetzte, daß seine Armut sein Unglück wäre, sagte er: „Ja, ja! ich bin nichts als ein erbärmlicher Tropf!“ Als Philipp erzählte, wie Cäsar ihren alten vergessenen Streit wieder aufgerührt hatte, murmelte er: „Ich bin ganz aufs Trockne geraten, Phil, das ist's.“ Und als Phil darauf hindeutete, was Cäsar über seine Mutter gesagt hatte, und daß seine Geburt ein Hindernis wäre, stampfte er auf die Steine unter seinen Füßen und ganz aus der Tiefe seiner Seele kam es grollend heraus: „Er soll's noch bereuen! Wahrhaftig, das soll er.“

„Komm, nimm Dir's nicht so zu Herzen — es ist erbärmlich, so schlechte Nachrichten bringen zu müssen“, sagte Phil, doch fühlte er das schlimme Lächeln noch immer um seine Lippen und der Ton seiner eignen Stimme kam ihm verächtlich vor.

Pete hörte keinen falschen Klang heraus. „Gott lohne Dir's, Phil“, sagte er. „Du hast für mich gethan, was Du konntest, ich weiß es. Meine Tasche ist leer, und ich hab' allen Mut verloren — sonst, wenn es gegen das Mädchen nicht unrecht wäre, würde ich den Alten nicht erst um Erlaubnis fragen.“ Er stand einen Augenblick in Schweigen versunken da, die hölzernen Latzen des Gartenzauns wie Bündelholzchen mit den Fingern zerbrechend. Dann aber sagte er plötzlich in raschem Entschluß: „Ich weiß, was ich thun will.“

„Was denn?“ fragte Philipp.

„Außer Land gehen — nach Kimberley.“

„O, Du wirst doch nicht...“

„Ja wohl, ich thue es und überdreh gleich. Du hast gehört, was die Gäste heute abend sagten. — Manksteute werden morgen früh mit dem Boot dahin abfahren? Nur, ich gehe mit.“

„Sprachst Du nicht eben davon, daß Deine Tasche leer wäre?“ sagte Phil. „Das würde wohl alles in Anspruch nehmen, was Du hast.“

„Mehr als das“, meinte Pete. „Doch Du wirst mir das Fehlende leihen. Das heißt, in Schulden geraten; doch unbesorgt. Wenn ein Mensch ins Wasser gefallen ist, hat er nicht nötig, den Regen zu scheuen. Ich will dort schon Geld erwerben.“

Ein Licht war an dem Fenster einer oberen Stube erschienen; Pete drohte mit der geballten Faust hinauf und rief: „Lebt wohl, Meister Cregeen, bald werden uns Betten trennen. Ihr war't einst mein Herr, doch niemand kann Euch zu meinem Herrn für immer machen, weder Ihr selbst noch irgend ein andrer.“

Die ganze Zeit über wußte Philipp, daß er in seinem Herzen die Hölle trug. Der böse Feind, der ihn losgelassen hatte, als sein Zorn über Cäsar die Oberhand gewann, packte ihn wieder aufs neue. Eine Stimme flüsterte ihm ins Ohr: „Laß ihn gehen! Borg ihm das Geld!“

„Komm mit, Pete!“ stotterte er, „und sprich keinen Unsinn.“

Pete aber hörte nichts. Er war einige Schritte vorwärts bis zum Hofe gegangen und sein Blick verfolgte das Licht im Hause. Es bewegte sich an der dunklen Mauer von Fenster zu Fenster. „Sie hat des Vaters Licht genommen“, murmelte er. „Sie ist da“, sagte er leise vor sich hin. „Nein, sie ist fortgegangen. Doch — da kommt sie wieder zurück.“ Er nahm die gestrickte Mütze vom Kopf und ballte sie in den Händen zusammen. „Gott segne sie“, murmelte er und sank auf die Knie: „Nimm du sie in deinen Schutz, so lange ich weg bin.“

Der Mond stand mit seinem bleichen Licht hinter ihm am Himmel, und alles rings umher war still und feierlich. Philipp trat zurück und wendete sein Gesicht ab.

VIII.

Als Cäsar, der Philipp bis zur Thüre begleitet hatte, wieder hereinkam, sagte er: „Dem Mädchen hiervon kein Wort. Ihr Weiber seid wie die Ferkel — man muß Euch rückwärts ziehen, wenn man Euch vorwärts bringen will.“

Gleich darauf kam Käthe herein; sie wurde fortwährend rot und machte sich allerlei Unmüßes zu schaffen. „Sprichst Du von den Ferkeln, Vater?“ sagte sie, sich schlau verstellend. „Was für Not man mit ihnen hat! Als der Mond aufging, kamen sie alle in den Hof gelaufen, und es war eine Arbeit, sie wieder hineinzubringen.“

Cäsar brummte etwas und gab das Zeichen zum Schlafengehen. „Zauberer Geschichten — das fehlt noch“, sagte er im Tone größter Verachtung und ging in die Ecke, die Uhr anzuziehen. „Nichts als Schwäche des Glaubens“ — setzte er beim Gerassel der Kette, die die Gewichte emporzog, hinzu — „und kein Vertrauen auf Gott.“ Die Uhr schlug jetzt zehn.

Grammie hatte zwei Lichter angebrannt, das eine für sich und ihren Mann, das andre für Nancy Zoe. Nancy hatte unvermerkt am Brunnen drei irdene Krüge mit Wasser gefüllt und setzte sie auf den Tisch, wobei sie etwas vom Kessel und dem nächsten Morgen murmelte. Cäsar that, als ob er nichts davon sähe; er ging von der Uhr zum Herd, dunkle Worte über unnütze Vergendung vor sich himmelmelnd, und breitete die heiße Asche flach aus, so daß man eine Pfanne zum Anchenbacken hätte darauf setzen können.

„Gute Nacht, Nancy“ — rief Grammie, die schon halb die Treppe hinauf war, zurück, und Cäsar folgte ihr murrend mit gesenktem Kopf. Dann ging auch Nancy, und Käthe war nun allein. Sie hatte die Lampe ausgelöscht und wartete auf das Licht ihres Vaters.

Als die Lampe erlosch, befand sich das Mädchen im Dunkeln; nur das glimmende Feuer warf einen schwachen Schein. Sie fing an zu zittern und leise zu lachen. Dann zog sie ihre Schuhe aus, trat an einen Wandschrank, nahm einen Apfel aus dem Korbe und briet ihn am Feuer.

Dann kniete sie vor dem Herde nieder, brach zwei Stücke von dem Apfel ab und aß sie, worauf sie sich leise zusammenschauend wieder erhob und sich anschickte, rückwärts schlafen zu gehen. Langsam, zitternd, mit abgemessenen Schritten tastete sie sich an den Möbeln hin, schrat bei jeder Berührung zusammen, und wenn sie erkannt hatte, was es war, lachte sie erregt in sich hinein.

An der Thür zu ihres Vaters und Gramies Stube gab sie einen unbestimmten Laut von sich, und ein schläfriges Brummen drang zu ihr heraus. Sie langte mit einer Hand durch die Thüre, die halb offen stand, und nahm das brennende Licht in Empfang. Dann blies sie mit einem zitternden Atemstoß, der zweimal wiederholt werden mußte, das Licht aus und ging, immer noch rückwärts, nach ihrer Schlafstätte.

Es war eine freundliche, kleine Stube über der Milch-Kammer, die nach frischer Milch und reifen Äpfeln roch und sehr sauber mit Dinitz und Musselin ausgeputzt war. Zwei kleine Fenster gingen ins Freie, eins nach dem Hofe, das andre nach dem Obstgarten. Der späte Mond schien durch das Obstgartenfenster über die Spitzen der Zwergbäume und die kleine weiße Stube war vom Fußboden bis zum schräg überhängenden Dache beleuchtet.

Räthe ging, bis sie ans Bett kam, rückwärts und setzte sich dann darauf nieder. Ihr war, als hörte sie einen Schritt im Hofe, aber das nach dem Hofe gehende Fenster lag ihr im Rücken, und sie wollte nicht hinter sich sehen. Sie horchte, hörte aber nur ein Geräusch im Stalle, wo die Stute ihren Strick am Krippenring rieb. Nichts weiter, außer dem Pfeifen einer Maus, die irgendwo am Holz des Fußbodens nagte.

„Wird er kommen?“ fragte sie sich.

Sie stand auf, band sich den Rock auf und lachte, als er ihr auf die Füße herunterfiel.

„Welcher wird's sein — ich bin neugierig, welcher?“ flüsterte sie.

Das Licht des Mondes war bis zum Bett hingekrochen und lag jetzt auf diesem wie ein breites stahlblaues Schwert, das von der aus Vierecken zusammengesetzten Bettdecke wie mit Rostflecken übersät war.

Sie löste das Haar aus dem roten Bande, und es fiel ihr wie ein dichter Schleier übers Gesicht. Alles um sie her war still und feierlich. Sie schauerte noch einmal zusammen, griff dann nach rückwärts und zog die Betttücher fort. Dann that sie einen tiefen Atemzug, der halb wie ein Seufzer, halb wie ein Lachen klang, und legte sich nieder, um zu schlafen.

IX.

Etwas um die Morgendämmerung, in dem unbestimmten Schattenland zwischen Traum und Erwachen, glaubte Räthe durch eine Handvoll Reis erschreckt zu werden, den man ihr am Hochzeitsmorgen in den Wagen warf. Das Geprassel kam wieder, und jetzt wußte sie, daß man ihr Sand an das Kammerfenster geworfen hatte. Als sie das erkannte, hörte sie auch eine Stimme, die klang, als käme sie aus einer Höhle, „Räthe!“ rufen. Sie war inzwischen völlig erwacht. „Also wird es Pete sein!“ dachte sie. „Es scheint vom Schicksal bestimmt, daß es Pete ist!“ — sagte sie zu sich selbst. „Jedenfalls ist's Pete, der da draußen steht.“

Zunächst war es Pete. Er stand in der nebligen Frühe unter dem Fenster, den Namen des Mädchens mit tiefem Kehllaut rufend und ihr leise zupfeisend. Nicht lange, so hörte er etwas im Innern der Stube sich regen; er wandte den Kopf und sagte: „Sie kommt.“

Ein Niegel Alirte, das Schiebfenster ward in die Höhe geschoben und aus dem kleinen dunklen Rahmen kam ein bildhübscher Kopf mit lachendem Gesicht heraus, den eine Fülle schwarzen Haares umwallte, während die weiße Halsfrau des Nachtkleides den nur undeutlich erkennbaren Abschluß des Gemäldes bildete.

„Räthe!“ rief Pete wieder.

Sie that, als ob sie nur ans Fenster gekommen wäre, um hinauszusehen, und als echtes Weib heuchelte sie einen kleinen Schreck beim Klang seiner Stimme und einen kleinen Schrei des Unwillens darüber, daß er so dicht unter ihr stand und sie so überrascht hatte. Dann starrte sie hinab in das Dämmerlicht und sagte in erstauntem, verwundertem Tone: „Es muß ganz gewiß Pete sein.“

„Ja, er ist es, Räthe“ — sagte Pete — „er konnte keine Ruhe finden, ohne noch einmal mit Dir gesprochen zu haben.“

„Ach!“ sagte sie, indem sie ins Zimmer zurück sah, die Hand vor die Augen hielt, und an den schwarzen Tom und die Elfen dachte. Doch plötzlich kam der Mutwille ihres Geschlechts über sie und sie vermochte nicht der Verlockung zu widerstehen, den Burschen zu quälen. „Hast Du den Weg verloren, Pete?“ fragte sie mit unschuldiger Miene.

„Nicht den Weg, wohl aber mich selbst, Mädchen“ — sagte Pete.

„Dich selbst? Du hast wohl einen Stich — oder hat der Mond Dir's angethan? Bist Du behext, Pete?“ fragte sie mit großem Ernste.

„Ach! Ganz behext. Rätke —“

„Armer Junge!“ seufzte das Mädchen. „Und traf Dich die Hexe plötzlich und ehe Du's wußtest?“

„Ja wohl, ganz plötzlich und überraschend. Aber höre mich an —“

„Ach, Du mein Himmel! Und war es die alte Frau Colley vom Curragh? Hat sie sich in einen Hasen verwandelt? Und bist Du gebissen worden, Pete?“

„Ach ja, arg gebissen. Doch, Rätke —“

„Dann war es wahrscheinlich ein Hund. Und bist Du wasserfcheu, Pete?“

„Nein, mich zieht's nach dem Wasser. Höre doch, Rätke —“

„Und wird man deshalb verbrannt?“

„Man verbrennt und erfriert zugleich. Willst Du mich jetzt aber anhören? Ich geh' von hier fort. Hunderte, Tausende von Meilen weit fort.“

Jetzt kam von dem Fenster her ein Ton voll großer Angst, den das Mädchen mit aufwärts gewendeten Gesicht ausstieß, als ob sie ihn an den letzten noch am Himmel sichtbaren Stern richtete.

„Armer Junge! Armer Junge! Er ist wirklich behext worden, o weh!“

„Dann bist Du es, die mich behext hat, Kitty —“

„Ja —? Bin ich eine Hexe?“ rief sie in fröhlichem Mutwillen. „Du nanntest mich doch gestern abend unten am Weg eine Fee.“

„Und Du bist auch eine Fee — und eine Hexe zugleich. Aber höre mich jetzt —“

„Du sagtest mir doch auch beim Aufstall, daß ich ein Engel wäre, und Engel können doch nicht hexen.“

Darauf bellte sie wie ein Hund und schlug eine schrille Lache an wie eine Hexe und bellte wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Industrie- und Gewerbe-Ausstellung für Rheinland und Westfalen.

II.

Am vergangenen Donnerstag feierten auch die rheinisch-westfälischen Industrieherrn ihren Montag. Unter dem üblichen Aufgebot von Protektoren, Ministern, amtlichen und privaten Spitzen, unter den seit Älters her bekannten, immer aber wieder als Neuheit von der bürgerlichen Presse verführten Neben wurde am 1. Mai die Düsseldorf'sche Industrie- und Gewerbe-Ausstellung eröffnet.

Die himmlische Licht- und Wärmelenderin hat sich bis jetzt der Düsseldorf'schen Ausstellung recht wenig fremdblick gezeigt. Aus Berechnung vielleicht. Es scheint, daß sie diejenigen abhalten will, die im Vertrauen auf die Verheißungen der Ausstellungsleitung, daß das Unternehmen am Tage der Eröffnung auch fertig sein sollte, geneigt wären, jetzt schon die Ausstellung zu besuchen. Denn die Ausstellung ist noch lange nicht fertig. Draußen in den Anlagen sind die Gärten noch mit Graben und Pflanzen beschäftigt; manche der kleineren Gebäude sind noch in der Herstellungs begriffen, und das Innere der großen Gebäude: Maschinenhalle, Industriehalle usw. gleicht mehr noch Werkstätten als Ausstellungs-räumen. In allen Ecken und Enden wird gezimmert, geschmiedet, gehämmert und, was das Schrecklichste: noch getüncht und gelleistert; auf Schritt und Tritt wint die gefährlich-freundliche Auffchrift: Frisch gestrichen! Eine Entschuldigung hat die Leitung der Düsseldorf'schen Ausstellung insofern, als es eine durch Gewohnheit zum Recht gewordene Eigentümlichkeit aller Ausstellungen ist, am Eröffnungstage nicht fertig zu sein. Vielleicht hört diese Eigentümlichkeit auf, wenn das Publikum sich entschließt, Ausstellungen grundsätzlich erst vier Wochen nach der Eröffnung zu besuchen.

Indessen soll uns die Unfertigkeit der Ausstellung nicht hindern, einen orientierenden Rundgang zu unternehmen. Im Hinwandeln durch die Hauptstraße, die das Ausstellungsgebiet der Länge nach durchzieht, halten wir eine Art Generalrevue über die Hauptvertreter der rheinisch-westfälischen Großindustrie ab. Vorerst aber einiges

über das Ausstellungsgelände selbst, über seine Lage, seine Größe und äußere Ausstattung. Düsseldorf ist seit jeher als eine schöne Stadt bekannt; die „Gartenstadt“ pflegt man sie zu nennen. Und sie verdient diesen Ruf. Die Lage am Rhein ist an sich schon ein Vorzug, dazu kommt als schönster Teil der Stadt der alte berühmte Hofgarten, eine Anlage von hohem landschaftlichen Reiz. Der Hofgarten, dessen nördlicher Teil in die Ausstellung einbezogen ist, und der Rhein, an dessen Ufer sich die Ausstellung hinzieht, verleihen in ihrer anziehender Mischung von Wald und Wasser dem Unternehmen seine äußere Wirkung. Düsseldorf ist kein Paris, weder nach der Größe noch nach der historischen Bedeutung; aber dafür ist die Seine auch kein Rhein und einen Hofgarten hatte die Pariser Weltausstellung auch nicht — kurz, wenn es auf die Schönheit der Lage und der Landschaft ankommt, dann darf sich die rheinisch-westfälische Industrie-Ausstellung schon neben der Pariser Weltausstellung sehen lassen.

Der größere Teil des Ausstellungsgeländes ist erst neu gewonnen worden, eines teils durch Vorfchiebung des Rhein-Ufers um 30 Meter, andernteils durch Aufschöpfung eines bisher verwilderten Terrains, der sogenannten Golsheimer Insel, wofür die Stadt eine Summe von 4 Millionen Mark bewilligt hat. Das Ausstellungsgelände hat einen Umfang von 530 000 Quadratmeter unbebauter, 129 000 bebauter und 51 000 unbebauter aber zu Ausstellungszwecken benutzter Fläche; im ganzen steht der Ausstellung eine Grundfläche von 70 Hektar zur Verfügung, das ist das Vierfache der Ausdehnung der Düsseldorfer Industrie-Ausstellung vom Jahre 1880.

In der Mitte des langgestreckten, dem Laufe des Rheins sich anschmiegenden Ausstellungs-Terrains liegt die Industriehalle, das Hauptausstellungs-Gebäude; es ist ein ansehnlicher und prächtig wirkender Bau mit einer Länge von 430 und einer größten Tiefe von 80 Meter. Der in der Mitte liegende Hauptteil, der allein 800 Quadratmeter Boden bedeckt, wird von einer 60 Meter hohen Kuppel überwölbt; dieser Kuppelbau ist in Eisen, der übrige Teil in Holzkonstruktion ausgeführt. In 25 Gruppen wird in dem Hauptausstellungs-Gebäude zur Schau gebracht, was Industrie und Gewerbe im westlichen Deutschland erzeugt. Die Zahl der Aussteller ist geringer als im Jahre 1880; aber während damals jeder Aussteller 7 Quadratmeter zur Verfügung hatte, sind es heute deren 40, die auf jeden Aussteller kommen. Damals traten das Kleingewerbe und das Handwerk noch mehr in den Vordergrund, heute beherrscht die Großindustrie wie das wirtschaftliche Leben im Westen, so auch dessen Abbild, die Düsseldorfer Ausstellung.

Die Maschinenhalle, das Herz, der belebende Mittelpunkt der Ausstellung, bedeckt bei einer Länge von 280 und einer Breite von 52 Meter eine Grundfläche von 14 500 Quadratmeter. In der 22 Meter hohen Mittelhalle, die zur Aufnahme der schweren Maschinen bestimmt ist, bewegen sich drei Laufstraßen von je 30 000 Kilogramm Tragfähigkeit; in den beiden 14 Meter hohen Seitenhallen sind zehn Laufstraßen von 10—15 000 Kilogramm Tragfähigkeit angebracht. Insgesamt befinden sich in der Maschinenhalle 26 Dampfmaschinen mit über 12 900 Pferdestärken oder über 7000 KW in Betrieb. Zur Versorgung der Maschinen mit Dampf dienen in der Haupt-Dampfkessel-Anlage 16 Kessel verschiedener Systeme mit zusammen 3550 Quadratmeter Heizfläche und 250 Quadratmeter Ueberhitzfläche; für den Betrieb der im hinteren Teil der Maschinenhalle aufgestellten Walzenzug-Maschine, der Kompressoren und Dampfkammer ist eine zweite Dampfanlage vorhanden mit drei Cornwallkesseln von 300 Quadratmeter Heizfläche, und endlich hat der bergbauliche Verein für den Betrieb seiner Bergwerks-Maschinen eine Dampfanlage von sechs Kesseln mit 1000 Quadratmeter Heizfläche eingerichtet.

Das dritte der offiziellen Ausstellungsgebäude ist der Kunstpalast, worin die mit der Industrie-Ausstellung verbundene nationale Kunstausstellung Unterkunft findet. Der Kunstpalast bleibt als einziges von allen Gebäuden erhalten und geht als dauernde Einrichtung in den Besitz der Stadt über.

Von den aus privater Veranlassung errichteten Gebäuden verdient als erster genannt zu werden das Haus der Firma Krupp, ein bizarrer Bau, überragt von einem bewimpelten Gefächsmast, verzerrt mit den vergoldeten Abzeichen der Krupp'schen Erzeugnisse: Kugeln, Ketten, Äxte usw. Friedrich Krupp, der Besitzer des berühmten Gußstahlwerks in Essen, der Germania-Werft in Kiel, des Grusonwerkes in Magdeburg, des Schießplatzes in Meppen, zahlreicher Eisenhütten, Kohlen- und Erzbergwerke, der Gebiete über ein Arbeiterheer, das nicht weit vom halben Hunderttausend entfernt ist, Krupp eröffnet die Parade der rheinisch-westfälischen Industrieherrn und Industrie-Gesellschaften, von denen jeder und jede eine wirtschaftliche und damit auch eine politische Macht bedeutet. Da ist links an Krupp anschließend der Pavillon der Köln-Rottweiler Pulverfabriken, es folgt der Förder Bergwerks- und Hüttenverein (5000 Arbeiter), der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahl-Fabrikation (7500 Arbeiter), die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik (6200 Arbeiter), die Gutehoffnungshütte in Oberhausen (14 000 Arbeiter), die Vereinigten Waggon- und Lokomotivfabriken, und als Letzter, aber nicht Geringster, der Verein für die bergbaulichen Interessen im Ober-Vergamtsbezirk Dortmund, dem 108 Bergwerksunternehmungen mit 60 Millionen Tonnen Förderung und 240 000 Mann Belegschaft angeschlossen sind.

Die „Via triumphalis der rheinischen Großindustrie“ hat man die Straße genannt, die, flankiert von den Gebäuden der genannten

Firmen, der Länge nach die Ausstellung durchzieht. Man könnte sie, nach ihrer politischen Wertung, auch die „Via triumphalis des Centralverbandes deutscher Industrieller, die Siegestraße der westdeutschen Schachtmacher, das Stellbühnen der Stummlinge nennen. Und bei aller Anerkennung der wirtschaftlichen Energie, der technischen Leistungsfähigkeit, die sich in den gewaltigen Erzeugnissen der rheinisch-westfälischen Großindustrie offenbart, sei nicht vergessen, daß sie sich gründet auf einem System der ökonomischen und politischen Brutalität denen gegenüber, die vor allen andern Anspruch haben sollten an dem Ertrag, dem Ruhm und Glanz der deutschen Industrie. Ich meine die Arbeiter. In den Reden, die bei der Eröffnung der Ausstellung gehalten worden sind, hat man bei läufig auch der Arbeiter gedacht und das Ausstellungspalast zeigt als Hauptfigur den hammerführenden Arbeiter, unter dessen Schutz auch die Kunst und das Kunstgewerbe steht. Derartige Komplimente sind billig, ebenso billig wie die Verbeugung, die der Schachtmacher Größter, der Freiherr v. Stumm, vor seinen Arbeitern machte, als er sich einen einfachen Hammer schied nannte. Außer in Fest- und Wahlreden merkt man nichts von dem Wohlwollen und der Achtung des Unternehmertums den Arbeitern gegenüber; im Arbeitsverhältnis, im wirklichen Leben spricht nur der Profit, das Herrenbewußtsein, demgegenüber nur eines zu bestimmen ist: das Verhalten der Arbeiter, die diesem System zum großen Teil entweder nur Gleichgültigkeit oder thätentloses Murren entgegenzustellen müssen.

In Einmütigkeit versammeln sich in Düsseldorf zum Zeichen und zur Stärkung ihrer wirtschaftlichen Macht die Vertreter der rheinisch-westfälischen Großindustrie. Auf knappem Boden konzentriert sich hier ein Teil der deutschen Produktion, deren Vertreter ökonomisch wie politisch die Gemeinsamkeit ihrer Interessen betätigen. Im Gebäude des bergbaulichen Vereins allein vereinigen sich die Vertreter von hundert Bergwerksunternehmungen — und die 240 000 rheinisch-westfälischen Bergleute, und die Arbeiter im Westen Deutschlands überhaupt? —

Kleines Feuilleton.

— Einiges über die Lebensdauer der Vögel. Unter diesem Titel veröffentlicht H. Krohn in der „Reithus“ einen Artikel, dem wir das folgende entnehmen: Nach bereinigt vorliegenden Ermittlungen muß angenommen werden, daß bei den verschiedenen Vogelarten das Alter auch ein recht verschiedenes ist, daß manche wohl eine verhältnismäßig sehr hohe Lebensdauer haben, im allgemeinen aber die diesbezügliche Kenntnis nur eine geringe ist. Der gefangene Vogel ist wegen der vielen Zufälle und unglücklichen Beeinflussungen, denen er ausgesetzt ist, im allgemeinen nicht besonders geeignet, als Maßstab zu dienen. Dennoch müssen die meisten Kenntnisse aus dem Gefangenleben, das übrigens unter Umständen von dem Freileben sich nicht unglücklich unterscheidet, geschöpft werden. Ohne Zweifel ist das Leben der kleinen und zarten Insektenfresser unter allen Vögeln von kürzester Dauer. Es mag bei manchen 6 bis 8 Jahre nicht überdauern. Mit solchem Maß schlägt auch der Wiener Vogelhändler Mathias Rausch den Garienlaubsänger ein, mit dem Hinzufügen, daß diese Art als Käfigvogel auch wohl 9 bis 12 Jahre aushalte, obgleich das eine seltene Ausnahme sei. Uebertroffen wird der eben genannte Vogel von der Nachtigall, unsrer gefeiertsten Sängerin, nur um ein geringes, denn diese erfreut ihren Pfleger in der Gefangenschaft im Höchstfalle nur fünfzehn Jahre.

Die verhältnismäßig viel pflegematigeren Körnerfresser, die auch leichter und naturgemäßer erhalten werden können, hängen schon näher am Leben, besonders der Kanarienvogel, welcher nicht selten 18 Jahre erreicht. Es ist vorgekommen, daß ein Stieglitz 23 und eine Feldlerche 24 Jahre lebten und es demnach, um einen Vergleich anzuführen, an Langlebigkeit mit den meisten Pferden aufgenommen haben. Mit der nächsten Größenzunahme scheint ein entsprechendes Fortschreiten der Lebensdauer nicht stattzufinden, denn Stare, Drosseln und andre einheimische Arten dieser Größe, die beliebte Käfigtiere sind, thun sich den eben genannten nicht oder nicht wesentlich zuvor. Einen Fächertrennzeichnabel hielt ich 5, zwei Eichelhäher 6 Jahre in der Gefangenschaft. Ueber die Länge des früheren Freilebens dieser, als sie eingebracht wurden, ausgewachsenen Tiere ließ sich natürlich nichts ermitteln und allerdings gingen sie durch Unfälle in Verlust, erreichten also nicht die natürliche Altersgrenze. Ein Seidenschwanz wurde von einem Hamburger Vogelfreund 11 Jahre lang gepflegt und eine noch lebende Heidelerle von demselben 10 Jahre. Zwei andre Vogelwirte desselben Ortes hielten der eine eine Singdrossel 17 und eine Nachtigall 12 Jahre, der andre eine Zaunmeise und drei Blaumeisen je 5 Jahre in der Gefangenschaft, wo sämtliche Tiere noch leben. Mein Vater besaß eine Schwarzdrossel 6 Jahre, die, als er sie erhielt, bereits 18 Jahre im Käfig zugebracht haben soll und ein böhmischer Händler stellte 1899 in Hamburg eine Blanddrossel aus, die zwar nur 4 Jahre in seinem Besitz gewesen, aber angeführt werden mag im Hinblick darauf, daß sie bei uns kein allgemein beliebter Käfigvogel ist. —

— Die Sprache der Lokomotive. Auch die schraubenden Untertöne, die Riesenlasten ziehen und den Weltverkehr vermitteln, haben, schreibt die „Wiener Abendpost“, eine Art Sprache, die allerdings nicht eigne Gedanken vermittelt und nicht als Resultat eines Rapportes zwischen den Nerven und dem Sprachorganismus betrachtet

werden kann. Diese Sprache wird erst durch äußere Anregung von Menschenhand hervorgehoben, aber ihre Laute werden verstanden nicht nur von den Führern der Lokomotive, sondern auch von allen, die in dem weitverzweigten Getriebe der Eisenbahnen beschäftigt sind. Sie hat nur einen interjektionalen Charakter, denn sie besteht in einer einzigen Interjektion aus der Dampfpeife, die aber verschieden artikulierte und moduliert wird oder durch die Zahl ihrer Wiederholung Warnungen, Grüße, Ankündigungen, Hilferufe, Aufforderungen und Befehle zum Ausdruck bringt. So bedeutet ein mäßig langer Pfiff „Achtung“, und er wird abgegeben, so oft sich die Maschine in Bewegung setzt, bei Durchfahrt des Schnellzuges durch eine Station, bei der Einfahrt in einen Tunnel, bei Wegegabelungen oder zur Warnung von Personen, die sich auf der Strecke befinden. Das aus mehreren kurzen schnell hintereinander abgegebenen Pfiffen bestehende Signal befehlt „Bremsen fest“, während ein langer Pfiff, dem zwei kurze folgen, „Bremsen los“ verlangt. Muß der Zug vor der Stationscheibe angehalten werden, so sagt die Signalpeife „Halt“, und zwar brüht sie dies durch mehrere lange und kurze Pfiffe aus, die fast jammernd klingen. Beunruhigend für die Passagiere ist ein Signal, das aus mehreren gedehnten, abwechselnd hohen und niederen Tönen besteht, es ist der Ruf um Hilfe. —

Theater.

Schall und Rauch. „Der Friedlose“. Schauspiel in einem Akt von August Strindberg. — Die Auslese noch unbelanter, kleiner Strindberg-Dramen scheint nicht sonderlich ergiebig. Der düstere Dramolet „Das Band“, mit dem vor längerer Zeit der Strindberg-Gyklus im „Schall und Rauch“ eröffnet wurde, zeigte den Dichter von keiner neuen Seite. Es war dieselbe leidenschaftlicherhitzte Anklage gegen die Dummheit, Tüde und Niedertracht „des Weibes“, in der Szenenführung und Charakteristik derselbe Stil thesenhaft-gewalttamer Zuspitzung, den man aus dem „Vater“, aus „Fräulein Julie“ und den „Gläubigern“ kennt, nur daß die Behandlung des Themas hier noch flüchtiger ausgefallen ist und durch eine langwierige Polemik gegen gewisse Ehecheidungsbestimmungen des schwedischen Gesetzbuchs an allgemeinem Interesse einbüßt. Immerhin, das Stück hatte ein paar Szenen von so lebendiger dramatischer Schlagkraft, daß sich um ihre Rollen — zumal da Reicher und Rosa Bertens die beiden Hauptrollen so glänzend darstellten — eine Aufführung trotz aller Schwächen dennoch lohnte. Vom „Friedlosen“ wird man das nicht behaupten können. Es ist ein Jugendwerk, wie Dutzende von jungen Dichtern derlei schreiben, noch ohne jede Bühnogenomik. Man wird an die alten Germanengeschichten Felig Dahns erinnert. Da ist der grimme isländische Reder Thorfinn, der Friedlose, der räuberische Wiking, der weder an die alten Heidengötter, noch den neuen Christengott, sondern nur an die Kraft des eigenen, schwertbewaffneten Armes glaubt; da ist sein treuer Waffenbruder, ein Sänger und ein mildendender Held, der, als die Nacht über Thorfinn verhängt wird, im Kampfe für den Fremden die Todeswunde empfängt; da ist endlich die hochgemute Gunlöd, Thorfinns Tochter, die heimlich zum Christengott betet, aber in der Stunde der Gefahr zusammen mit dem christenfeindlichen Vater sterben will; und auch ein wackerer junger christlicher Ritter, der um die Hohe wirbt, stellt sich zu guter Stunde ein. Der Troß des Alten gerät, als Schlag auf Schlag das Unglück über ihn hereinbricht, insanken. Sein Sinn schmilzt. Neue faßt ihn, und als er, im Kampfe gegen die anbringenden Fremden vom tödlichen Schwertstich getroffen, in seine Hütte zurückwankt, da giebt er versöhnt das Paar zusammen. Mit einer Anrufung des neuen Gottes haucht er sein Leben aus. Reicher brachte die strotzende Kraftfülle des Alten in seiner ganzen Haltung, in den markigen Bewegungen und im ehernen Klang der Stimme prächtig heraus. Die andern verdienen nichts und Fräulein Reicher, deren Spiel durch ihre hohe, schlanke Gestalt sehr glänzlich unterstützt ward, hatte als Gunlöd einige gute Momente. Aber die leere Theaterhaftigkeit des Stückes, das völlige Fehlen individueller Töne, die mehr als willkürliche Zusammenfügung der Szenen war zu verdrücklich, als daß das Spiel eine irgendwie wärmere Anteilnahme hätte erzeugen können. Für den Biographen Strindbergs mag es interessant sein, daß der Dichter, der so viele Phasen durchlaufen, auch einmal solche Stücke geschrieben! Aber wie soll sich das Publikum dafür interessieren? Dem Strindberg'schen Schauspiel folgte „Ma i e n a c h t“, eine anspruchslose, unbedeutende Kleinigkeit von Felix Schneider. —

Medizinisches.

— Das häufige Vorkommen der Schwerhörigkeit. Die überaus häufige Erkrankung des Gehörorgans wird im allgemeinen nicht in hinreichender Weise beachtet, obgleich gerade die Ohrkrankheiten mit zu den verbreitetsten Störungen gehören und für das Leben so manche schwerwiegende Nachteile schaffen. Schon bei Säuglingen und Kindern in den ersten Lebensjahren ist das Ohr, insbesondere das Mittelohr, überaus häufig der Sitz von Erkrankungen und wird in zahlreichen Fällen dauernde Schwächen davontragen, die dann die Schwerhörigkeit bedingen. Von ohrärztlicher Seite wird in der Monatschrift „Krankenkunde“ (Berlin, Georg Reimer) auf die vielseitigen Gefahren aufmerksam gemacht, welchen das Ohr ausgesetzt ist. Nicht nur selbständig treten die Ohrleiden auf, sondern sie bilden vornehmlich die Begleiterscheinungen vieler Allgemeinerkrankungen. Sehr häufig wird beim

einfachen Schnupfen und den tatarischen Zuständen der oberen Luftwege das Ohr mitergreifen und in seiner Funktionskraft geschwächt. Vor allem aber sind es die Infektionskrankheiten, bei welchen Komplikationen von Seiten des Gehörorgans, und zwar oft genug außerordentlich ernste, zu den allerhäufigsten Vorkommnissen gehören. Masern, Scharlach und Diphtherie sind in überaus zahlreichen Fällen mit akuter Mittelohrentzündung vergesellschaftet, und daß letztere so oft übersehen wird, liegt daran, daß sie meist nur geringe Reaktionserscheinungen verursacht. Sehr beachtenswert sind die schweren Ohrleiden bei Influenza und bei den Lungenentzündungen, namentlich der Kinder in den ersten Lebensjahren, welche allzuleicht unbemerkt bleiben, bis sie nicht nur zu schweren Schädigungen des Gehörorgans, sondern auch zu lebensgefährlichen Zuständen Veranlassung werden. Mit Recht verlangt daher Professor Jacobson, daß die Ärzte fast bei allen Erkrankungen auf die Untersuchung der Ohren ihr besonderes Augenmerk richten, um das ungemein verbreitete Leiden der Schwerhörigkeit einzuschränken und zu vermindern. —

Technisches.

— Versuche mit elektrischer Beleuchtung der Eisenbahn-Wagen werden von der preussischen Eisenbahn-Verwaltung auf der Strecke Berlin—Stralsund—Sahrig, und zwar bei den sogenannten Schwedenzügen, den D-Zügen Nr. 17 und 18, seit einigen Wochen gemacht. Man hat sich dabei nicht zu dem Princip der Einzelwagen-Beleuchtung — wobei jeder Wagen seine eigne Lichtquelle besitzt —, sondern zu dem der Gesamtzug-Beleuchtung entschieden unter Verwendung einer Dampf-Dynamomaschine auf der Lokomotive und von Batterien in jedem Wagen. Man hofft nämlich, daß es bei einer solchen Anordnung am leichtesten gelingen werde, die Kosten der Beschaffung, Unterhaltung und Bedienung thünlichst zu vermindern, vor allem aber den Anforderungen des Betriebsdienstes in Bezug auf Einfachheit und Zuverlässigkeit am besten zu entsprechen. Weitere Ausrüstungen von Zügen mit elektrischem Licht sind in Arbeit. Durch die Anbringung von Deckenlampen wird eine sehr gleichmäßige Beleuchtung erzielt. Außerdem sind in den Abteilen 1. und 2. Klasse noch vier Leselampen, je zwei auf jeder Seite, angeordnet, die von den Reisenden nach eigenem Belieben ein- und ausgeschaltet werden können. —

Humoristisches.

— Ein Menschenkenner. Junger Mann (heim Zutwiler): „hm — ja — hm — ich, ha — ja —“
 Juwelier (zum Kommis): „Bringen Sie den Kasten mit den Verlobungsringen.“ — („Jugend“.)
 — Ländliche Festvorbereitung. Gastwirt (zur Hausfrau): „Derst scho a Butter-schmalz nehma statt der Margarin! 's Wetter, moan i, will unschlag'n und wenn d' Stadtsrad ausbleib'n, mißag ma unsre Madeln seim fress'n!“ — („Simplicissimus“.)

Notizen.

— Paul Hervieu hat für Sarah Bernhardt ein neues historisches Drama: „Thérèse de Méricourt“ geschrieben. —
 — Das Schauspiel-Ensemble des abgebrannten Varmer Stadt-Theaters führte dieser Tage in Adm. May Halbes „Jugend“ auf. Man hatte aus Liebe zu den Ultramontanen das Ganze aus dem katholischen ins protestantische übertragen, aus dem „Kaplan“ war ein „Kandidat“, aus der „Nonne“ eine „Dialoquiste“ geworden. —
 — 40.000 Mark für eine Versuchstation zu wissenschaftlichen Forschungen über die Lebensgewohnheiten und die Brutplage der Moskito und deren gesundheits-schädlichen Einflüsse hat der nordamerikanische Staat New Jersey bewilligt. —
 — Rauchfeuer gegen Frost. Aus Zinsbrud wird unterm 2. Mai geschrieben: Das Eisadthal bot in der vorletzten Nacht ein herrliches Schauspiel. Die Temperatur, die schon tagsüber sehr niedrig war, sank am Abend zusehends, so daß man eine Frostnacht und damit große Schäden für die Kulturen, insbesondere für die Weinberge, befürchten mußte. Um dies zu verhüten, wurde beschlossen, für den Fall eines weiteren Sinkens der Temperatur Rauch- oder Reißfeuer anzuzünden. Als gegen Mitternacht die Thermometersäule gegen Null sank, wurden die Zeichen zum Anzünden gegeben: Glodenklänge von den Kirchtürmen und Böllerschüsse von einzelnen Verhöfen. Und in kürzester Zeit loderten von Klausen bis oberhalb Brigen weit über 2000 Feuer auf, deren immense Rauchentwicklung thätlich die Frostgefahr verminderte. Das Thermometer stieg alsdann auf + 4 Grad. —
 — Die von St. John u. Harbor Grace im März d. J. ausgefahrenen zwanzig Dampfer, welche während vier Wochen der Mobbenjagd an den Küsten Newfoundland, der Straße von Belle Isle und dem St. Lorenzgoße obgelegen haben, kehrten mit einem Fang von 242.000 Mobben nach Hause. Weit über 10.000 Mobben wurden von den Einwohnern vom Lande aus getötet. —
 — Beim letzten Berliner Schauffrieren war eine Perücke angefleht, deren Verfertiger die darin verknüpften Haare gezählt hatte; ein Zettel gab die Zahl 36.857 an. —